

Berggeist.

Beilage zur „Draviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 7.

Dravicza, den 17. März 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman v. B. Corony.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung).

Du hast den Alten niedergeschlagen!" begann Urban nochmals.

"Wer will mir das beweisen?" sagte Weidner.

"Weidner, still! Keine Sperenzchen. Wenn ich sage, ich hab's gesehen, so ist's wahr!"

"Gesehen?"

"Ja wohl! Du bist ohne allen Zweifel der Mörder Bernhards. Dabei bleibt's. Was die Uhr und die Sparbüchse angeht —"

"Ich habe sie niemals in Händen gehabt! An diesem Diebstahl bin ich unschuldig."

"Ja, ja, schon gut. Es kümmert mich wenig, was aus dem armseligen Zeug geworden ist. Vermuthlich hast Du Weibes in den Bach geworfen und überhaupt nur genommen, um die Polizei auf falsche Fährte zu bringen. Man sollte glauben, irgend ein Landstreicher, der sich mit der ersten besten Kleinigkeit begnügte, sei da gewesen."

"Wenn ich Dir aber schwöre —"

Kein unnützes Gerede! Ich wieder-

hole: mir ist es einerlei, was mit dem alten Ding von einer Uhr und mit den paar Pfennigen angefangen wurde; aber Du gingst zu dem Geizhals, um ein glänzendes Geschäft zu machen. Das ist Dir ohne Zweifel geglückt, und nun komme

"Sehr einträglich wird die Spionage nicht sein. Lassen Sie Ihre Hoffnungen nur fahren."

"Wenn es so steht, kann ich mir ja immer noch die dreihundert Mark verdienen, welche die Polizei auf Entdeckung

des Einbrechers gesetzt hat," sagte er, auf die Thüre zuschreitend, mit trozigem Ton.

Weidner eilte ihm nach und ergriff seinen Arm.

"Du gehst nicht von der Stelle!" keuchte er zitternd vor Angst und Zorn.

"Ich bin kein Einbrecher, und wenn der Alte von der Treppe stürzte, war es seine eigene

Schuld. Warum wollte er mich nicht zu Alfeld lassen!"

"Still!" zischte Klara, während Franz lachend rief:

"Aha, dort oben gab es also etwas zu holen!"

"Ja, aber nicht in der Weise, wie Du meinst. Ich hatte einen Plan, der mir Tausende, ja ein Vermögen einbringen konnte.

Mein Unternehmen schlug fehl, aber es gelingtmöglicherweise

später: dann sollst Du Deinen Antheil haben, wenn Du jetzt schweigst."

"Auf leere Versprechungen lasse ich mich nicht ein!" sagte Urban. "Ich muß wissen, was Du vorhast, und um was es sich handelt. Hören Sie nur auf zu



Natalie. Fräulein hat es schon eintücken lassen. Sehen Sie, da steht es in der Abendausgabe.

ich, um mich als stiller Theilhaber zu melden." Klara brach in ein schneidendes Gelächter aus.

"Da haben Sie sich arg verrechnet, mein lieber Herr Urban!" rief sie, einen giftigen Blick auf ihn werfend.

schelten und zu winken, Frau Weibner, das nützt nichts. Ein Narr, der seinen Vortheil nicht auszubeuten versteht. Uebrigens bin ich der Tölpel nicht, für den Sie mich halten. Entweder ich erfahre jetzt alles, oder ich gehe ohne weiteres auf die Polizei.“

Man sah, daß es ihm ernst war mit dieser Drohung.

„Nun denn! Diese Memme von einem Manne würde ja doch nicht schweigen,“ rief Klara, „so will ich Ihnen die Sache auseinandersetzen. Geht es gut, dann wird jedes von uns mit dem Gewinn zufrieden sein dürfen.“

Mit hastigen Worten erzählte sie ihm jetzt, was zwischen Paul und Alfeld besprochen worden war und enthüllte den von ihr entworfenen Plan.

Urban hörte ihr aufmerksam zu. Als sie geendet hatte, sprang er auf, rief sich die Hände und rief:

„Das ist vortrefflich! Sie sind eine kluge Frau! Wir werden uns das Papier schon verschaffen! Ich finde ein Mittel, zu dem Geizhals zu gelangen, wenn er auch noch so gut bewacht wird. Dann soll die schöne Erbin uns das Dasein ein wenig sorgenfreier gestalten. Wir wollen ihr helfen daß der Reichthum sie nicht erdrückt!“

„Die Zeit drängt aber,“ erwiderte die ehemalige Choristin nachdenklich. „Der alte Mann wird's nicht lange mehr machen. Er soll nahe am Verlöschen sein. Wir könnten dann zwar immer noch versuchen, das Geheimniß auszunützen, indem wir behaupteten, der Brief wäre in unseren Händen. Ich dachte auch schon daran, ob es mir nicht möglich sein sollte, mich Katharina Hubert zu nähern. Vielleicht könnte ich sie zum Plaudern bringen und manches erfahren, was gut zu wissen ist. Alte Frauen sind in der Regel schwachhaft und wer fast dreißig Jahre unter einem Dache mit Dietrich Alfeld wohnte, der muß Verschiedenes zu erzählen haben.“

„Gut, gut! — Wenn das Fräulein aber etwa dazu kommt?“

„Nun dann weiß sie auch nichts. Denken Sie denn, ich werde meinen Namen nennen? In dem Schranke dort liegen eine Menge Häubchen, Schürzen und gestricke Tücher, die ich anfertigte. Ich will einen Karton voll mitnehmen. Eine reisende Handelsfrau ist doch ganz unverdächtig, nicht wahr? Stehe ich nur erst der Wirthschafterin gegenüber, dann bringe ich es sicher auf irgend eine Weise zu Stande, daß sie mich nicht gleich wieder fortschickt.“

„Sie müssen sich auch für eine unglückliche Wittwe ausgeben,“ sagte Urban mit rohem Lachen. „Dann wird sie vielleicht gerührt.“

„Die Idee ist nicht schlecht,“ stimmte sie bei.

„Nun so versuchen Sie Ihr Glück! — Ich glaube, Ihnen gelingt Alles. — Du kannst froh sein, eine solche Frau zu haben, Paul! Himmel, welch' ein Kopf. Wenn Du eben so schlau wärest, wie sie

— Ihr könntet das Unmögliche fertig bringen.“

„Sie hegen ja eine sehr hohe Meinung von mir, Herr Franz,“ lächelte Klara geschmeichelt.

„Das thue ich auch! — Aber eins lassen Sie sich gesagt sein: gute Kameradschaft! Versuchen Sie nicht etwa, mich hinter's Licht zu führen, denn ich bin ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen und halte meine Augen offen.“

„Fällt mir gar nicht ein, Sie betrügen zu wollen.“

„Wäre auch vergebliche Mühe. Sie und ich, wir sind zwei helle Köpfe, wir machen das Geschäft! Mit Paul ist nicht viel anzufangen.“

Bald darauf verabschiedete sich Urban von dem Ehepaar.

Klara machte sich einen förmlichen Feldzugsplan und beschäftigte sich mit den Reisevorbereitungen. Erst wurde von dem alten schwarzen Hut die gelbe Feder abgetrennt, und dann das schlechteste, dunkle Kleid, und ein großes, baumwollenes Umschlagetuch von grauer Farbe hervorgesucht. Zur Vervollständigung dieser armseligen Toilette fanden sich noch ein paar bereits abgelegte, zerrissene Stiefelchen. Derartig ausgerüstet, fuhr Frau Weibner, nachdem sie die Vorsicht gebraucht hatte, ihr Haar glatt zu scheiteln, um sich ein recht anspruchsloses, ehrbares Ansehen zu geben, nach H. Sie trug einen ziemlich umfangreichen Karton, der mit einer Schnur kreuzweise zugebunden war. Es dunkelte bereits, als sie vor dem Alfeld'schen Hause stand, aus welchem man am Tage vorher den alten Bernhard zur ewigen Ruhe getragen hatte. Auf ihr leises, schüchternes Klingeln öffnete Katharina, fragte nach ihrem Begehre, schüttelte aber den Kopf, als die Fremde ihr die mitgebrachten Sachen zeigen wollte.

„Lassen Sie den Karton nur zu und machen Sie sich keine unnöthige Mühe,“ sagte sie mit müder Stimme. „Ich laufe nichts.“

„Ach Gott, überall dieselbe Antwort!“ jammerte Klara, „und dabei gehe ich schon seit heute Morgen von Thüre zu Thüre. Erlauben Sie wenigstens, daß ich mich auf die Stufen hier setze und etwas ausruhe. Ich kann wahrhaftig nicht mehr weiter. Es ist ja auch schon finster, man wird mich nicht sehen.“

„Kommen Sie immerhin einen Augenblick in die warme Stube,“ erwiderte die gutmüthige Frau. „Einen Teller Suppe will ich Ihnen gern geben.“

Die scheinbar aufs Neueste Erschöpfte murmelte einige Dankesworte, nahm den ihr freundlich angewiesenen Platz neben dem Ofen ein und genoß mit sichtlichem Appetit, was ihr geboten wurde. Als sie damit fertig war, öffnete sie den Karton und fragte, auf die in demselben enthaltenen Gegenstände deutend:

„Wissen Sie denn gar nicht an wen ich mich wenden soll, um Etwas davon los zu werden? Die Arbeit hat mir solche Mühe gemacht.“

„Ich komme so gut wie niemals aus dem Hause und habe keine Bekannten“, erwiderte Katharina, „aber es thut mir leid, wenn ich sehe, daß sich Jemand so vergeblich abquält. Ja, ja — es ist ein hartes Stück Brod, was man sich auf solche Art verdient. — Ach, Du lieber Gott! Was giebt es doch für ein Elend auf der Welt! — Die Haube da könnte ich schon gebrauchen, ich habe ohnedem keine für den Sonntag, aber die blauen Bänder müßten herunter und schwarze darauf.“

„Sie tragen ja wohl Trauer?“ rief Klara, als ob sie das jetzt erst bemerkte.

Die Wirthschafterin fing zu weinen an.

„Ja wissen Sie denn nicht —“, klagte sie, von Schluchzen unterbrochen, „ach so — Sie kommen gewiß von auswärts — mein Mann, mein guter alter Bernhard ist gestern auf den Friedhof gebracht worden. Länger als vierzig Jahre waren wir glücklich verheirathet. Jetzt bin ich allein — habe kein Kind und Niemand der an mir hängt.“

„Ach, das ist traurig!“ bedauerte die Andere. „Aber Sie wissen wenigstens wo Sie bleiben. Mir geht es noch schlimmer. Ich bin auch seit mehreren Monaten Wittwe und muß mich nun so kümmerlich durchs Leben schlagen. Oft war ich schon nahe daran, mich ins Wasser zu stürzen. Man findet nur selten Leute die so gut und mitleidig sind wie Sie. Woran ist denn Herr Bernhard gestorben?“

Die Wirthschafterin erzählte nun den ganzen Verlauf. Es that ihr wohl, ihr Herz einmal so recht ausschütten zu können. Natalie war zwar immer freundlich und theilnehmend, hatte sich aber doch in den letzten Tagen etwas verändert. Es schien überhaupt, als ob sich das Mädchen jetzt von Manchem, wozu sie früher stets bereit gewesen, zurückzuziehen suchte. Sie kam nur selten in die Küche und bekümmerte sich nicht mehr so viel um den Hausstand. Sie fing an sich bedienen zu lassen, anstatt selbst zu bedienen und hatte vor wenigen Stunden erklärt, es müsse sie jetzt öfters Jemand bei Alfeld ablösen, und die alte Frau fühlte, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten. Alles das theilte sie nun ihrer aufmerksamen Zuhörerin mit, die sie nur zuweilen mit staunenden und bedauernden Ausrufen unterbrach.

„Was soll das aber auf die Dauer werden?“ fragte Klara endlich. „Das halten Sie ja gar nicht aus. Da müßte eine Krankenwärterin her.“

„Freilich. Das sagte Doktor Herzberg auch schon. Aber Fräulein Volkmar will keiner Fremden die Pflege überlassen und der Herr ist auch zu geizig, um das schwere Geld zu bezahlen. Wir würden eine tüchtige, kräftig Person in mittleren Jahren brauchen, die sich den häuslichen Arbeiten unterzöge, aber auch anständig und verlässlich genug wäre, daß man ihr einmal die Nachtwache anvertrauen könnte, und daß Fräulein Natalie somit eine Stütze an ihr hätte. Dabei müßte sie aber mit sehr geringem Lohn und ziemlich schlechter Kost zufrieden sein, denn bei uns geht es gar schmal her. Unter solchen Umständen ist nicht leicht zu

finden, was man wünscht. Es will Niemand gern hier in Dienst treten. Sie wissen Alle zu gut, wie's in diesem Hause gehalten wird."

"Aber Eine aus der Umgegend —"

"Ja, das dürfte sich vielleicht machen. Fräulein hat es schon einrücken lassen. Sehen Sie, da steht es in der Abendausgabe: Ein fleißiges, geschicktes, nicht zu junges Dienstmädchen, welches auch etwas Erfahrung in Krankenpflege besitzt, gesucht. Auswärtige bevorzugt. Zu melden L.straße Nr. 8."

"Da wird es an Bewerberinnen nicht fehlen", sagte Klara sich erhebend, und um nicht aus der Rolle zu fallen, fügte sie hinzu: "Wie wäre es denn nun mit dieser Haube? Ich lasse sie Ihnen recht billig."

"Nun ja — ich will sie nehmen, damit Sie doch wenigstens etwas von Ihrer Waare umgesetzt haben", erwiderte Katharina, und nachdem eine Einigung hinsichtlich des Preises zu Stande gekommen war, entfernte sich die Handelsfrau mit vielen Dankesworten für die freundliche Bewirtung.

Klara fuhr sofort nach G. zurück. Unterwegs lächelte sie zuweilen, wie Jemand, der lebhaft und angenehm mit seinen Gedanken beschäftigt ist.

"Was bringst Du denn für Nachrichten?" fragte Weidner, als sie hastig und aufgereggt in das Zimmer trat.

"Ich glaube, wir haben gewonnenes Spiel!" erwiderte sie und erzählte in flüsterndem Ton den Inhalt ihres Gespräches mit Frau Hubert.

"Ich sehe aber nicht, inwiefern uns das nützen kann", bemerkte er ein wenig enttäuscht, als sie mit ihrem Bericht zu Ende war.

"Du siehst nie etwas", sagte sie achselzuckend. "Ich wette, Franz Urban hätte mich schon längst verstanden! Die neue Dienerin muß natürlich unsere Verbündete sein. Am liebsten würde ich mich gleich selbst angeboten haben, doch das wäre unvorsichtig gewesen. Es könnte mich zufällig Jemand erkennen, als "Frau Weidner" anreden, und damit Alles verderben, denn dann ginge dem Fräulein wahrscheinlich ein Licht auf. Meine Schwester Bertha muß sich aber melden. Sie kann H. in drei Stunden erreichen, ist eine kräftige Person von vierzig Jahren, die klug und bescheiden aussieht und wird jedenfalls angenommen werden."

"Was? — Noch eine Mitwisserin?"

"Thorheit! Die braucht nicht zu erfahren, um was es sich handelt. Ich sage ihr, daß es gilt, eine von Dir ausgestellte Schuldschreibung zu erlangen, deren Rückgabe Dir Alföld für einen ihm geleisteten Dienst zugesagt habe; davon dürfe aber keiner der anderen Hausbewohner wissen. Sie solle nur dem Alten, wenn sie sich mit ihm allein befindet, ins Ohr raunen: "Weidner schickt mich, um den Brief zu besorgen", dann wird er ihr schon die Stelle andeuten, wo derselbe verborgen ist. Sie kann ihn sobald als möglich dort wegnehmen und uns ausliefern. Dafür erhält sie fünfhundert Mark."

"Fünfhundert Mark? Du bist wohl toll geworden! So viel haben wir jetzt gar nicht."

"Das hindert uns aber nicht, es ihr zu versprechen! Ist nur erst das Schreiben in unsern Händen — alles Weitere findet sich. Bertha geht mit Freuden auf meinen Vorschlag ein. Sie ist augenblicklich ohne Stellung. Kein Mensch erfährt natürlich, daß Bertha Schreiber mit uns verwandt ist oder uns kennt. Laß mich nur machen! Ich erkläre ihr Alles, so weit es nöthig ist."

Sie setzte sich an den Tisch und begann eifrig zu schreiben, zerriß aber dann das Papier wieder, warf die Stücke in den Ofen und rief:

"Nein; eine mündliche Besprechung ist besser. Der Brief kann verloren gehen oder uns verrathen. Keine Unvorsichtigkeit! Ich fahre morgen mit dem ersten Zuge zu meiner Schwester, sage ihr, was sie zu thun hat und treibe sie zur Eile an. Diese kleinen Unkosten dürfen wir jetzt nicht scheuen."

Frau Weidner führte ihr Vorhaben aus, und schon am nächsten Abend meldete sich Bertha Schreiber in dem Alföld'schen Hause. Katharina musterte mit Wohlgefallen die kräftige Gestalt, meinte aber, die Entscheidung hänge von Fräulein Voltmar ab und schickte das Mädchen zu dieser. Natalie heftete einen langen, forschenden Blick auf die Dienerin, mußte sich gestehen, daß die große, üppige Blondine einen durchaus harmlosen Eindruck mache, stellte aber nichtsdestoweniger ein scharfes Verhör mit ihr an. Die Antworten fielen befriedigend aus. Bertha legte verschiedene Zeugnisse vor, in welchen ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeiten belobt wurden. Sie gab an in einem, nahe bei H. befindlichen Dorfe Verwandte zu besitzen, zu welchen sie sich begeben wolle, bis zum Antritt einer neuen Stellung, wenn das Fräulein nicht Lust habe, es mit ihr zu versuchen.

"Von den Mädchen, die bis jetzt hier waren, gefallen Sie mir am besten, denn Sie scheinen willig und bescheiden zu sein", erklärte Natalie. "Können Sie mich aber auch bei der Pflege eines fast gänzlich gelähmten Kranken unterstützen?"

"Es wird wohl gehen. An gutem Willen fehlt es mir nicht."

"Nun dann lassen Sie Ihren Koffer von der Bahn holen. Frau Hubert wird Ihnen ein Stübchen anweisen und Sie mit Ihren Obliegenheiten bekannt machen."

Das neue Dienstmädchen zeigte wirklich recht gute Eigenschaften und namentlich warme Theilnahme für den armen alten Herrn, den sie mit kräftigen Armen aufrichtete und bequem legte; aber die erwünschte Gelegenheit, mit ihm allein zu sein, fand sich einstweilen nicht. Natalie überließ ihr zwar den beschwerlichsten Theil der Pflege, blieb jedoch immer in der Nähe, und wenn sie sich des Nachts zur Ruhe legte, so geschah es in dem anstoßenden Zimmer, dessen Thür nur angelehnt wurde. Von einem leisen Zufüstern des Namens "Weidner", wie Klara gemeint hatte, konnte aber gar nicht die Rede sein. Alföld hörte schwer und verstand nur, wenn sehr

laut, langsam und scharf accentuirt gesprochen wurde.

Bertha sann hin und her, auf welche Weise sie es anfangen müsse, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und kam endlich auf den Gedanken, die betreffenden Worte auf einen Zettel zu schreiben und diesen immer bei sich zu tragen, um ihn bei passender Gelegenheit dem Kranken unbemerkt zeigen zu können. Doch von ihrer Schwester nicht in das Geheimniß eingeweiht, fand sie es unnöthig, sich streng an die Form des ihr eingeprägten Satzes zu halten und schrieb, in der Meinung, dadurch die Deutlichkeit zu erhöhen: "Weidner schickt mich, um den Schuldschein zu holen."

Alföld schien mitunter recht apathisch zu sein. Man hatte ihn nun von dem Tode Bernhards unterrichtet, aber verschwiegen, auf welche Weise derselbe herbeigeführt worden war, er konnte daher gegen das Engagement der neuen Dienerin nichts einwenden, sah sie aber doch, wenn er aus seiner halben Besinnungslosigkeit erwachte, mit mißtrauischen und unfreundlichen Blicken an. Der Geiz ließ ihm auch jetzt noch keine Ruhe. Diese gesundheitsstrotzende Person, die auf seine Kosten lebte, war ihm ein Greuel, und es verdroß ihn in tiefster Seele, daß er ihre Gegenwart dulden mußte und der offenbaren Verschwendung, die getrieben wurde, nicht Einhalt gebieten konnte.

Bertha bemühte sich vergebens, sein Wohlwollen zu gewinnen. Ihr, der Lebenslustigen, wurde es langweilig in dem einsamen Hause, welches sie niemals verlassen durfte. Mit brennender Ungebuld wartete sie auf eine günstige Gelegenheit, sich ihres Auftrages zu entledigen, und eines Tages, als sie sich allein mit dem Wucherer befand, zog sie schnell den Zettel hervor und hielt ihm denselben vor die Augen. Der Effekt entsprach jedoch ihren Erwartungen durchaus nicht. Alföld starrte mit zornfunkelnden Blicken erst auf das Papier und dann auf sie und stieß so wüthenbe unartikulirte Laute aus, daß Natalie erschrocken aus dem andern Zimmer herbeieilte und fragte, was vorgefallen sei. Bertha hatte eben noch Zeit, den verrätherischen Zettel schnell zu verbergen.

"Ich weiß nicht, warum der Herr so böse auf mich ist," stotterte sie verlegen, "wahrscheinlich habe ich ihn zu hart angefaßt, als ich ihn auf die andere Seite legen wollte. Es soll nicht mehr vorkommen."

"Hin-aus! — — Fo-rt!" lallte der alte Mann, mit der linken Hand zornige Schläge nach dem Mädchen führend, das zurückgewichen war und sich nun wieder nähern wollte.

"Ruhig, ruhig!" gebot Natalie jetzt mit dem strengen Ton, den sie zuweilen gegen ihn annahm. "Diese Heftigkeit ist ganz ungerechtfertigt und kann Ihnen schädlich werden. Wir müssen froh sein, eine arbeitssame und gutwillige Dienerin gefunden zu haben. Eine kleine Ungeglichkeit ist wohl zu verzeihen. Wägen Sie sich! Sie wissen, daß jede Auf-

regung die schlimmsten Folgen für Sie haben kann.“

Erschöpft und eingeschüchtert schwieg er endlich, drückte aber von diesem Moment an, so oft Bertha das Zimmer betrat, die Abneigung, welche sie ihm einflößte, durch ein unzufriedenes, von böshaftern Blicken begleitetes Gemurmel aus. Da es mithin vollständig unmöglich schien, sich mit ihm in friedliches Einvernehmen zu setzen, beschloß das Mädchen, um die verheißene Belohnung nicht zu verlieren, das Versteck des Briefes, in dem sie die Schuldverschreibung vermutete, zu erspähen, und sich des Dokumentes gewaltsam zu bemächtigen. Sie brachte einen großen Theil des Tages und der Nacht bei dem Kranken zu, es mußte ihr also, wie sie nicht zweifelte, endlich glücken, das Papier aufzufinden.

XVI.

Der rastlos vorwärts strebende Rudolf Bernau hatte sich jetzt als Rechtsanwalt in H. niedergelassen. Er erfreute sich der Protektion mehrerer älterer Kollegen, und da er wirklich glänzende Befähigung und ein hervorragendes Rednertalent besaß, so glaubte man allgemein, ihm eine bedeutende Zukunft in Aussicht stellen zu dürfen. Er selbst baute fest auf seinen guten Stern und die unermüdlige Arbeitskraft, die er in sich fühlte.

Natalie hatte er seit jenem Abend, an welchem durch das unerwartete Dazwischentreten Roberts eine Aussprache verhindert worden war, nicht wieder gesehen. Er war ihr fern geblieben, da er die Vorwürfe ihres Bruders als wohlbegründet anerkannte, aber die Erinnerung an jenes kurze, wonnvolle Beisammensein umgaukelte ihn unablässig. Stets meinte er in das süße, bleiche Antlitz zu blicken, aus dessen magischen Augen eine Glut brach, vor welcher Annas ätherreine Liebe verblaffen mußte.

Seine große Beschäftigung bot ihm jetzt willkommenen Vorwand, die Besuche in dem Hause des Kanzleiraths einzuschränken; konnte er aber nicht umhin, einen Abend dort zuzubringen, so drängte sich ihm bei jeder gezwungenen Schmeichelei, die er der jungen Braut sagte, die Ueberzeugung auf, daß sie die Maske durchschaue. Er kam sich wie ein recht schlechter, erbärmlicher Schauspieler vor, der seine Rolle nicht glaubwürdig zu gestalten vermag, und diese demüthigende, beschämende Empfindung reizte den stolzen, ehrgeizigen Mann. Er verfiel dann in finsternes Brüten über sich und sein Geschick, das ihn zwang, um eines voreilig gegebenen Wortes willen das einst geliebte Mädchen nun fortwährend zu belügen und ihr eine Bärtlichkeit zu heucheln, die er längst nicht mehr fühlte.

Er hatte auch Recht, wenn er seine mühselige Verstellung für nutzlos hielt, vor Annas, durch die unablässige Beobachtung geschärften Blicken war nach und nach jede Illusion geschwunden, in die sie sich so gerne gewiegt hätte. Wie vom Sturme entblättert und zerrissen lag der Freudentanz, den ihr das Schicksal einst

darzubringen versprach, zu ihren Füßen. Sie weinte heiße Thränen auf die welken zertretenen Hoffnungsblüthen, die auch dieser Himmelstau nicht mehr zu beleben vermochte, und wandte sich dann mit todtwunder Seele davon ab, wie man von einem theuren Grabe scheidet, nicht um zu vergessen, sondern wohl wissend, daß es kein irdisches Wiedersehen giebt. An der äußersten Grenze des Schmerzes angelangt, empfand sie dieses gezwungene Aufrechterhalten zusammenbrechender Verhältnisse als eine Profanation ihrer reinen, heiligen Liebe. Das Glück war gestorben, so wollte sie wenigstens die eigene Würde retten. Bernau sollte befreit werden von der Fessel, die ihm so drückend schien; aber indem sie dieselbe löste, beschloß sie auch einen verhüllenden Schleier über die tiefe, unheilbare Wunde ihres Herzens zu ziehen. Der Kampf um ihr Höchstes war vergebens gewesen, Muth und Vertrauen dahin, aber das traurige Geheimniß ihres unendlichen Schmerzes durfte nicht preisgegeben werden. Sie wollte es als letzten Schatz vor jeder unartigen Berührung bewahren.

Wieder waren acht Tage vergangen, ohne daß Rudolf seine Braut gesehen hatte, als ihn einige Zeilen zu ihr beschieden. Zögernd und ungern folgte er dem Rufe und war erstaunt, sie allein zu finden. Anna hatte eine Stunde gewählt, wo ihre Eltern und Gertrud auswärts weilten. Vorwürfe und Thränen seines langen Ausbleibens wegen fürchtend, war er gekommen, aber nichts in der äußeren Erscheinung des Mädchens verrath das furchtbare Weh, welches ihr fast die Brust zersprengte. Ruhig reichte sie ihm die kleine Hand, die sich allerdings so kalt wie Eis anfühlte, und sagte:

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen, was nur zwischen uns besprochen werden darf, und hoffe, daß Du mir um meiner Aufrichtigkeit willen nicht zürnen wirst.“

„Gewiß nicht“, erwiderte er etwas befangen. „Wir sind uns ja Offenheit schuldig.“

„So denke ich auch,“ bestätigte sie, trat an das Fenster und blickte sinnend in den kleinen Garten hinab. Sie bedurfte dieser Pause, um sich zu sammeln und den feuchten Schimmer, in welchem ihre Augen plötzlich erglänzten, zu verbergen. Als sie sich wieder umwandte, waren alle Zeichen einer stürmischen Erregung verschwunden und sie konnte mit leichtbebender Stimme fortfahren: „Wir haben geschworen, niemals von einander zu lassen, uns anzugehören in Leid und Freude und treu vereint auszuharren, bis in den Tod. Wir meinten es aufrichtig und würden unsern Eid halten, wenn wir auch zu Grunde gehen sollten, wüßten wir, daß das Zurückweichen des Einen dem Andern Schmerz verursacht. — Doch — dem ist nicht so. — Längst erkannten wir Beide, daß uns nur ein Irrthum umfängen hielt, daß wir uns nicht innig genug lieben, um Hand in Hand die lange Lebensreise anzutreten. Wir würden nur wie zwei müde Pilger nebeneinander her-

gehen. Davor will ich Dich und mich bewahren.“

Mit diesen Worten zog sie den Ring ab und legte ihn vor Bernau hin. Dieser war tief erblaßt. Es würde schwer zu entscheiden gewesen sein, ob er mehr Freude oder mehr Erbitterung über dieses plötzliche und unerwartete Zerreißen der Kette fühlte, die doch eine kaum mehr zu ertragende Last für ihn geworden war. In diesem Augenblick verletzten ihn aber der Gedanke, so leicht aufgegeben zu werden, sehr empfindlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dorfprinzessin.

Roman von B. B. Capri.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Hofbauer bekam heute Dinge über sich und seine Christl zu hören, die er sich sonst nicht ungestraft hätte sagen lassen; aber er schwieg. Er war ein geschlagener Mann, eine wahre Jammergestalt.

Draußen hatte sich bereits die Nachricht verbreitet, es gäbe keine Braut und keine Hochzeit mehr, und bald drangen die lauten Verwünschungen, ja, die Schmähungen, die man gegen Vater und Tochter ausstieß, in die Stube, in welcher der Hofbauer in einem Winkel saß. Man vernahm auch das Rollen der Hochzeitswagen, und es verlor sich auch das Geräusch der Menge.

Das laut pochende Herz in der Brust des tiefgetränkten Vaters wollte sich aber nicht beruhigen. Schwere Seufzer hoben seine Brust; brennend, wie geschmolzenes Blei drangen die Thränen aus den des Weins so ungewöhnten Augen und rollten unaufhörlich über die gefurchten Wangen herab.

Zwei weiche Arme umschlangen den Hals des Unglücklichen und bemühten sich, das müde Haupt in die Höhe zu heben.

Valentin erhob den Kopf.

Aus einem von Thänen überströmten Gesicht blickten ihn ein mildes, träumerisches Augenpaar liebevoll und mitleidig an; allein es waren nicht die seines Kindes — sein Haupt ruhte an Marie's Brust; ihre Lippen flüsterten Trostworte in seine betrübtes Herz. Sie, die kaum jemals andere, als rauhe, gleichgiltige Worte hochfahrenden Stolzes von ihm gehört hatte, sie war bei ihm in der schwersten Stunde seines Lebens, während sein Kind voll Trost oben in ihrem Zimmer saß und sich um den alten Vater nicht kümmerte.

Der Hofbauer schmiegte das schwere, kummerbeladene Haupt an dieses treue Herz und dachte, in Schmerz und Wehmuth versunken, im bitteren Gefühl seiner Vereinsamung: „O, wäre doch das mein Kind!“

II.

Im allgemeinen zählt der Mensch, unter seinen mannigfachen Untugenden auch die, bei dem Unglück seines bis dahin glücklichen Nebenmenschen eine ihm fast unbewußte, zuweilen unter der Maske der Theilnahme sich vor ihm selbst bergende, nicht unangenehme Empfindung zu verspüren. Er

pflegt dann gern seine Weisheit, der so etwas nicht hätte passieren können, in möglichst helles Licht zu stellen.

Anton Wildner gegenüber schlug diese fragwürdige Theilnahme in echte über. War es das völlig unerwartete in dem Vorgehen der böswilligen jungen Dorfschönheit oder der Umstand, daß diesmal nicht der einzelne, sondern die ganze Dorfgemeinschaft darunter litt und jeder den Schlag, der den armen Anton getroffen, im eigenen Antlitz empfand — genug, alles war voll Mitleid für den jungen Mann, welcher bleich, schwer athmend, mit zusammengepreßten Lippen da stand und das unerhörte, das ihm im vielfachen Gewir von Männer-, Weiber und Kinderstimmen in die Ohren gebrüllt wurde, kaum zu fassen vermochte.

Seine erste Bewegung war, fortzustürzen nach dem Hause des Hofbauern, das wortbrüchige Geschöpf zur Rede zu stellen und ihr die begangene Schlechtigkeit vorzuwerfen. Der Kopf brannte ihm; er wußte nicht, was er sagen sollte, ihr, die ihm diesen tiefen Schmerz, diese Schande bereitet hatte.

Wuthig hatte er die Thränen zurückgedrängt, die ihm ins Auge getreten waren; denn er hätte sich geschämt, angefaßt so vieler Zeugen um die treulose Dirne zu weinen. Und doch hatte er gefühlt, daß sie ihm, so schlecht sie auch war, noch immer theuer, daß ihr Verlust ihm überaus empfindlich, ja, garz unerträglich sei.

Die Annahme einer sich plötzlich in Haß verwandelnden Liebe bewährt sich in den seltensten Fällen und nur bei ganz eigenthümlicher Charakterbildung. Man kann die Liebe nicht plötzlich aus dem tief verwundeten Herzen reißen, ohne daß ein Theil der Wurzel darin zurückbleibt, der aufs neue emporzutreiben sucht. Bevor die letzte Spur derselben abgestoßen ist, währt es oft recht lange, selbst bei der gesunden Lebenskraft eines edlen alles Gemeine verabscheuenden Herzens. Je tiefer die Liebe empfunden wurde, desto schwerer schließt sich die Wunde.

Als Anton die Schaar, die ihn umringte, theilen wollte, um dem Drange seines Gefühls gemäß zu Christl zu eilen, legte sich eine schwere Hand auf seinen Arm; es war die Hand seines Vaters.

„Dageblieben!“ sagte der alte Herr barsch. „Nicht einen Schritt mehr um dieser Dirne willen! Ich müßte mich Deiner schämen, Anton, wenn Du nicht Vernunft annähmst und auch nur ein einziges Wort mit ihr sprächst. Stehst Du es denn nicht ein, daß sie es schon seit lange auf Deine Beschimpfung abgesehen hatte?“

Anton blieb; er ging, wenn auch schleichend wie ein Kranker, in den Garten. Er setzte sich auf die Bank unter dem breitgeästeten Kastanienbaum und stützte den schweren Kopf in die Hände; seine Brust hob und senkte sich unter dem Einfluß der heftigen Erregung, aber er weinte nicht. „Ich hab' sie lieb gehabt — so lieb, weit mehr, als ich's sagen kann!“ stieß er hervor; aber der Vater hat recht, ich darf nicht hin, sie darf mir nichts mehr

sein — darf nicht sehen, daß ich mich um sie gräme — daß mir's Herz blute!“

Auch Christl war nicht wohl zu Muth, als sie über das nachdachte, was sie heute gethan. In ihrem Stübchen oben saß sie mit trotzig aufgeworfenen Lippen und harrete der Dinge, die da kommen sollten; jeden Augenblick erwartete sie, von ihrem Fenster aus den Anton zu erblicken, wie er verzweiflungsvoll dem Hofe zuvankte und durch das weit offen gebliebene Thor, das man in der Aufregung zu schließen vergessen hatte, hereinstürzte. Sie wußte gar wohl, daß sie ihn in's Herz getroffen und daß er in diesem Augenblick unerträglichen Schmerz um sie erleide. Im Geiste lebte sie den ganzen Vorgang in seinem Hause mit.

An dem Jorn der Dorfbewohner lag Christl nicht viel. War sie etwa jetzt weniger Hofbauers Christl, sein einziges Kind, die reichste, schönste Dirne im Ort, der es keine andere gleichthun konnte, nach der sie alle auslugten? „Die Gimpel!“ sprach sie spöttisch vor sich hin: „Gewißigt werden sie niemals, und immer wieder findet sich einer, der in seiner Eitelkeit meint, was der eine nicht zuwege gebracht hat, dafür wär' grad' er der rechte. Ich mach' mir nichts aus ihnen allen! Ich wette, daß derjenige, den ich heute wie einen räudigen Hund von mir gestoßen, sich mir wieder winselnd nähert!“

Doch wie sie auch nach allen Seiten hinauslugen mochte, Anton ließ sich nicht sehen. „Vielleicht,“ so meinte sie, „ist er, weil er sich vor den Andern schämt, über die Blanke durch den Garten hineingeschlichen.“ Sie öffnete die Stubenthür und horchte über die Stiege hinunter, ob sich nicht etwa dort Anton's Stimme vernehmen lasse.

Doch alles blieb still; nur die Kaze, welche auf dem Flur bequem im warmen Sonnenlicht lag, schnurrte, und der Stallspiz, der sich in unbewachten Augenblicken gern in die Stube zu schleichen pflegte, schüttelte sich, daß das Halsband klirrte.

Christl sah, wie die Leute im Dorfe zu ihrer Arbeit gingen, als ob garnichts besonderes vorgefallen wäre; von den Burschen sah keiner zu ihr herauf; ebensowenig eine von den Dirnen.

Als die Mittagsglocke ertönte, kam Marie herauf, um Christl zu sagen, daß aufgetragen sei und der Vater schon das Tischgebet gesprochen habe.

Die Gerufene warf den Kopf herum. „Schon recht!“ sagte sie ungeduldig; „ich habe keine Lust zu essen!“

Marie antwortete nichts; sie beschäftigte sich damit, den Brautflaas der noch immer wie zum Hohn im Zimmer ausgebreitet lag, fein säuberlich in Binnnen einzuschlagen und in die bunt bemalte Truhe zu legen. Dann ging sie fort und ließ die Thür, die auf den Vorplatz ging, etwas offen, gleichsam als Einladung für die trotzig Base, ihr dennoch zu folgen.

Von unten her hörte Christl das Geräusch der Messer und Gabeln und die Stimme des Großknechtes, welcher erzählte, es sei die schwarze Kuh diesen Morgen in die Sandgrube gefallen und

liege nun im Stall, ohne sich rühren zu können. Darauf erwartete Christl, daß, wie gewöhnlich, bei der Nachricht eines unangenehmen Vorfalles in der Wirthschaft ihr sehr hitziger Vater ein Donnerwetter nach dem andern über den Leichtsinne seiner Leute loslassen würde. Aber nichts von dem geschah. Sepp fügte sogar hinzu, die Crescenz habe, statt das Vieh gehörig zu überwachen, natürlich nach der Hochzeit nachlaufen müssen.

Christl wurde bei dieser Erwähnung siedend heiß. „Jetzt wird der Vater auf-fahren,“ dachte sie wieder.

Aber der Hofbauer schwieg. Er hörte kaum, was gesagt wurde; was lag ihm auch an der schwarze Kuh, jetzt, wo er sich so sehr unglücklich fühlte!

Mittag war vorüber, und es wurde wieder still im Hause. Auf der Dorfstraße draußen lag die sengende Sonne und brannte die Gräser gelb. Im Blätterdach der riesigen Linde vor dem Wirthshaus zum „Rothen Ochsen“ drüben zwitscherten kaum hörbar die Vögel, die mit ihren Familien dort nisteten, und es wäre für Christl, in deren Fenster die Sonne ihre glühendsten Strahlen sandte, auch besser gewesen, wenn sie den Kopf zurückgezogen und die grünen Läden vorgezogen hätte, statt über die Näharbeit gebeugt, am Fenster zu sitzen und sich die weiße Haut versengen zu lassen. Mit dem Arbeiten ging's ja doch nicht vorwärts; denn sie schielte fast fortwährend links auf die Straße hinab, um zu sehen, ob denn wirklich und wahrhaftig Anton nicht komme. Aber es ließ sich nichts sehen.

So wurde es Abend. Im Wirthshaus begann es lebendig zu werden. Der „Rothe Ochse“ war gewöhnlich nicht sehr gut besucht, weil man zumeist zum Kreuzwirth ging; aber er hatte ebenfalls seine Stammgäste, welche auch an diesem Abend in ihren langen Röcken bedächtlich dem gewohnten Versammlungsorte zuschritten.

Keiner von ihnen kehrte heute, wie es wohl sonst zu geschehen pflegte, auf einen Sprung beim Hofbauer ein; sie thaten, als ob der Hof mit seinen blanken Fenstereihen garnicht existirte; derselbe war eben wie durch eine Verabredung versehen. Die Dörfler zürnten dem Hofbauer; sie ließen es ihn entgelten, was er ihnen angethan; kaum daß auch nur sekundenlang ein scheuer Blick das stattliche Haus-thor aus stämmigen Eichenholz streifte.

Alles dies beobachtete Christl oben am Fenster, und es wurde ihr bei allem Trost und Uebermuth doch recht unbehaglich zu Muth. Wenn schon die Alten sich so verletzt zeigen, was würden dann erst die Jungen thun? Und bei alledem kam Anton noch immer nicht.

„Nun ja,“ sagte sie sich endlich, „was wundere ich mich denn? Der sitzt daheim mit verweinten Augen und zusammengepreßten Lippen und wird sich doch so nicht sehen und von den Kameraden verspotten lassen wollen; 's wird ja ohne dies ein wahres Gaudium für den Kreuzwirth-Louis, den Müller-Anderl und alle die Andern sein, daß sie nit allein die Ge-

foppten sind und der Anton auch hat d'ran müssen. Ich seh' ihn vor mir, wie er daheim sitzt und stennt. Geschieht ihm schon recht, und mir ist garnicht leid um ihn; ich halte mich für viel zu gut, um die zweite in einem Herzen zu sein und dem ersten besten Ganserl nachzustehen!"

Plötzlich vernahm die zürnende Dorfschönheit von der Mühle her, den Hohlweg herauf vielstimmigen Gesang erschallen. Fröhlich genug klang es in die milde, heitere Abendluft hinaus. Schon erschienen die Singenden am oberen Rande des Hohlweges, und die ersten bogen links in die Straße ein und bildeten, Arm in Arm, eine Kette; die deren volle Breite einnahm. Und als sie näher kamen, klang zwischen durch den Gesang spöttisches Gelächter, ja sogar einzelne Worte ließen sich unterscheiden.

Kaum wollte Christl ihren Ohren trauen. Das war ja — das war ein Spottlied auf sie selbst und auf ihren Vater, den Hofbauer! Und mitten darunter — diese helle Stimme — ihr war doch, als müßte sie diese kennen. Nur einen Blick warf sie auf die näherkommende Gruppe; da waren sie ja alle, die Burschen, die sie sich zu Todfeinden gemacht hatte, des reichen Müllers Andres, — der stämmige Wirthssohn, der Louis, — der Soldat, der sich nicht wenig auf seine Medaille zu Gute that, und so manche andere.

Die Gruppe bestand aus den schmucksten Burschen im Dorfe, und mitten unter ihnen hatte sie den Anton erblickt, der garnicht zu übersehen war; denn mit seiner hohen Gestalt ragte er um eine halbe Kopflänge über die anderen hinaus.

Bleich war er zwar, der Anton, das war gewiß; aber den Kopf mit dem langen schwarzen Lockenhaar hatte er trotzig zurückgeworfen, wie nur einer, und sah fest und unverwandt zu ihrem Fenster empor, ohne auch nur die Schildmütze zum Gruß zu rücken.

Christl sank in ihren Stuhl zurück. Das hatte sie nicht erwartet. War es Beschämung oder Zorn, was ihr das Blut in die Wangen trieb? Vielleicht hatten sie es auch noch bemerkt, die frechen Burschen, wie fassungslos sie war und in ihrem gebemüthigten Stolze das, was ihr geschah, kaum ertragen zu können meinte. Als die Singenden knapp an ihrem Fenster vorbeizogen, da hörte sie trotz dem Summen und Brausen des Blutes in den Ohren gar wohl die höhnischen Zurufe, das verstärkte Gelächter, und es war ihr, als unterschiede sie unter all' den Stimmen am besten die des Anton, welche ihr einen ganz besonders beleidigenden Klang zu haben schien.

In Wahrheit aber ging der arme Junge jetzt stumm genug und mit niedergesenktem Haupte seinen weiteren Weg. Die Burschen hatten ihn gezwungen, mit ihnen zu gehen; sie meinten, er sei es seiner Ehre schuldig, der Christl einmal so recht zu zeigen, daß ihm an ihr nichts mehr liege. Eigentlich aber wollte es mit seinem Gehen nicht recht vorwärts; seine Nebenmänner schleppten ihn mehr, als er ging.

Zum Singen war er nun schon garnicht aufgelegt, und als er Christl am Fenster sitzen sah in all' ihrer prangenden Schönheit, da war es ihm doch, als müßte ihm auf der Stelle das Herz brechen. Doch da gab's von Seiten der Kameraden rechts und links Risse an seinen sinkenden Armen.

"Schäm Dich!" flüsterte ihm der Andres ins Ohr, und links brummte einer: "Wirft gleich einstimmen!" und hinter ihm zischelte der dritte: "Meiner Seel', sie lacht Dich aus, die Biper, die! Wirft Du Dir das gefallen lassen, Anton?"

Da sah er empor, und es schien ihm, als hätten sie recht. Es war ein Lachen der Verzweiflung, das aus seinem Munde ertönte, und obwohl es ihm fast die Kehle zuschnüren wollte, er sang tapfer mit. Sowie aber der Zorn über den Schmerz Macht gewann, hob sich sein Haupt stolzer; immer unverwandter, trotziger und herausfordernder blickte er auf seine treulose Verlobte.

(Fortsetzung folgt.)

Was mir am nächsten liegt.

Von Georg Besterberg.

(Nachdruck verboten.)

Nichts ist köstlicher als die Brüderie zu verfolgen, welche zimperliche Menschen gegen unser nächstes und wichtigstes Bekleidungsstück, das Hemd, an den Tag zu legen. Allerdings hat man sich heute aus diesen unwürdigen Fesseln wenigstens so weit befreit, daß man das Wort im allgemeinen ohne Scheu ausspricht. Aber der sogenannte gute Ton, wie man ihn in gewissen Kreisen in Erbpacht genommen haben möchte, bewirkt gleichwohl, daß dieser Bann immer noch nicht völlig aufgehoben ist. Dabei ist der Fortschritt gegen frühere Epochen ebenso anerkennenswerth wie einleuchtend. Nehmen wir diejenige, welche Molière in seinem Lustspiel „Les Précieuses ridicules“ in all' ihrer Zimperllichkeit bis in die späteste Nachwelt hinein bloßgestellt hat. Das Wort Liebe durfte überhaupt nicht mehr ausgesprochen werden. Von einer Dame wird mit Wohlgefallen berichtet, daß sie, als ein Herr sich gleichwohl diese Freiheit nahm, so auffallend erröthete, daß die ganze Gesellschaft es bemerkte. Eine andere dieser prüden Damen war aufgebracht, als ein Landjunker sich so taktlos zeigte, das Wort Hafer in ihrer Gegenwart zu erwähnen. Das war zu prosaisch für ihr empfindsames Gemüth. Natürlich wäre derjenige verfehmt gewesen, welcher sich dieselbe Freiheit inbezug auf das Hemd genommen hätte. Diese Zeit dürfen wir uns in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts denken. Und ein Säkulum später ist diese Anschauung geradezu der entgegengesetzten gemichen. Die vornehmen Damen des französischen Hofes empfingen noch während der Toilette mit einer Ungenirtheit, welche mir ebenio wenig begreifen wie billigen, den Besuch von Herren, die sich ihrer Gunst erfreuten. Der Augenblick, wo sich die Königin mit dem Hemd bekleidet, wird zu einem zeremoniellen Akt verallgemeinert, das Recht, ihr dasselbe zu reichen, zu einer

Gunst, welche von der Rangstellung des Betreffenden abhängt. Wir wissen, daß die Tochter Maria Theresia's, bei der Keuschheit des deutschen Gemüths, ergrimmt war über die Blossstellung, welche sie bei dem jedesmaligen Wechsel des Hemdes über sich ergehen lassen mußte. Dann kam die Revolution, und mit der Verwilderung der Sitten, welche sie im Gefolge hatte, fielen auch die letzten Schranken, welche das Schamgefühl inbezug auf die Kleidung errichtet hatte. Madame Tallien, ebenso schön wie gefeiert, ebenso geistvoll wie sittenlos, erschien auf einem Balle in der großen Oper in einem Kostüm, welches deutlich erkennen ließ, daß sie kein Hemd anhatte.

Alt ist dieses intimste Bekleidungsstück des Menschen überhaupt nicht. Stets, wo er sich eines paradiesischen Daseins erfreut, dürfen wir von vornherein annehmen, daß das Hemd unter den Bestandtheilen seiner Garderobe fehlt. Dafür liegt ein sehr interessanter sprachlicher Beweis vor, welcher in seiner innersten Ursache nur Wenigen bekannt sein dürfte. Der Name „Berserker“, mit welchem wir den Begriff der Kraft und des Heldenmuths verbinden, stammt aus dem Altnordischen her, wo es „Barhemd“ oder „ohne Hemd“ bedeutet. Die Recken der Rüste erblickten nämlich in der allgemein auftauchenden Sitte, den Körper mit diesem Gewandstück zu bedecken, eine Verweichlichung, wider welche sie sich auflehnen zu müssen glaubten. Sie wollten gegen die Unbilben der Witterung auch ohne diesen Schutz gefeit sein, deshalb nannten sie sich mit Stolz und Bewußtsein die „Barhemdigen.“ Im allgemeinen aber darf man wohl behaupten, daß das Kleidungsstück überall dort auftaucht, wo die Kultur ihr Zeichen in die Geschichte eines Volkes geschrieben hat. Einerseits ist es die Freude an der Behaglichkeit andererseits das Bedürfnis nach guter Sitte, welche der Einführung des Hemdes den Weg ebneten. So kennen wir bei den Römern unter den Bekleidungsstücken sowohl des Mannes als auch des Weibes solche, welche unserm Hemd ganz entschieden entsprechen. In den Tropen des Mittelalters ging dasselbe wie so viele andere Errungenschaften für die Menschheit beinahe verloren. Wenigstens entäußerten sich die germanischen Stämme, unter welchen sich nachweislich die Angelsachsen so ziemlich früh des Handels bedient hatten, desselben wieder. Den Grund für dieses Berserkerthum muß man jedoch nicht etwa in der Rückkehr zu jener alten härtebeißigen Tapferkeit suchen, sondern vielmehr in einer freudlosen Entfremdung von den Segnungen der Kultur. Wo sich das Hemd erhalten hat, da war es nicht das notwendigste Bekleidungsstück, sondern recht und schlecht ein Luxusartikel, oft genug mit allem Aufpuß desselben. Man trug ein solches Hemd auch nur am Tage, des Nachts jedoch, wo es uns augenblicklich am behaglichsten und unentbehrlichsten dünkt, entlebte man sich desselben, um nun völlig nackt die Fahrt in das Land der Träume anzutreten.

Oftmals unterdrückt von den Rückschlägen, welche die Kultur über sich ergehen lassen mußte, der allgemeinen Beobachtung entzogen durch die Bestimmung, unter der gesammten übrigen Kleidung dem Körper des Menschen am nächsten zu sein, dabei durch eine krankhafte Zimperlichkeit jener oben angeedeuteten Epoche in der Achtung der gebildeten Kreise herabgewürdigt, hat das Hemd im Grunde eine einförmige und freudlose Vergangenheit. Während sonst die großen Meister früherer Epochen, ein Michel Angelo und Holbein, darin keinen Widerstreit mit ihrem künstlerischen Ruhm erblickten, daß sie ihren Griffel in den Dienst der Mode stellten, sucht man in Bezug auf das Hemd vergeblich nach der rettenden Hand, welche es aus seiner Variastellung befreit hätte. Darum fließen auch über keinen Bestandtheil der menschlichen Toilette die Nachrichten so spärlich wie gerade bei diesem. Nur einmal hat das Hemd in der Geschichte eine Stellung eingenommen, welche kulturell bedeutsam war. Der Vorfall verdient schon deshalb mitgeteilt zu werden, weil wir, ohne es zu ahnen, noch heute an ihn oftmals erinnert werden. Als nämlich bei dem Abfall der Niederlande Ostende von den spanischen Truppen belagert wurde, that die Infantin Isabella den Schwur, sie wolle ihr Hemd nicht eher wechseln, bis der Ort in ihre Gewalt gekommen sei. Nun zog sich bekanntlich diese militärische Operation länger als 3 volle Jahre hin — vom 7. Juli 1601 bis zum 20. September 1604 — und die Dame mußte wohl oder übel während dieser ganzen Zeit ein so feierliches Gelübde, welches ohnedies jedermann bekannt geworden, aufrecht erhalten. Das Hemd, welches so lange die Segnungen der Reinigung, Wasser und Seife entbehrte, küßte allmählich die ursprüngliche Weiße ein, um jene ungewisse, schmutzig-gelbe Farbe anzunehmen. Da entschlossen sich die Anhänger der Infantin zu einem Schritt, welchem man eine gewisse Heldenhaftigkeit, wenn auch nur auf dem Gebiete der Aesthetik, nicht absprechen kann. Zum Wahrzeichen ihrer Ergebenheit gegen die Herrin wählten sie nämlich — das Hemd; und wie sonst der Troubadour die Farben derselben jeder anderen vorzieht, so kleideten sie sich nunmehr allein in jene schmutzig-gelbe Nuance, wie sie das ungewaschene Hemd der Infantin aufwies. Die Farbe hieß von nun an isabellagelb, und wir wissen, daß sie trotz ihres unlauteren Ursprungs sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Uebrigens dürfte sich die hohe Frau in jenem so berühmt gewordenen Hemd bei allen Huldigungen, welche ihr die Schaar der Getreuen darbrachte, doch recht unbehaglich gefühlt haben.

Um so fleißiger hat sich die Phantasie mit dem Hemd beschäftigt, zumal seit seine Unentbehrlichkeit dem Menschen einleuchtend geworden ist. Uns schweben vor der Erinnerung zwei Märchen, deren Schauplatz natürlich, wie sich das bei dieser Dichtungsart beinahe von selbst versteht, der Orient ist. Es war einmal, so hebt das eine an,

ein König, den eine schwere Krankheit heimsuchte. Die Aerzte konnten schon nicht umhin, ihm einzugestehen, daß es kein Mittel für seine Genesung gebe. Weise und leutselig, wie er war, suchte er auch, so gut es anging, sich mit diesem Gedanken zu befreunden. Da vernahm er die Kunde, daß in fernen Landen ein Arzt, berühmt wie kein anderer, wohne, welcher selbst dann noch Rettung vor dem Tode wisse, wenn diese nirgend mehr zu finden sei. Der König schickte also Boten zu ihm und ließ ihn um seine Rathschläge bitten. Der Arzt ließ sich ausführlich den Zustand des Kranken schildern. „Ja wohl,“ sagte er dann; „Euer König kann genesen, wenn es ihm gelingt, das Hemd eines Glücklichen zu erlangen!“ Da freuten sich die Boten ob des Bescheides, dessen sie theilhaftig geworden und traten eiligst ihre Rückreise an. Auch der König war froh; er gab ihnen die Geschenke, welche der Arzt abgelehnt hatte und verhiess ihnen noch fernere köstlichere, so bald sie ihm das Hemd herbeigeschafft hätten. Sie zogen nun durch die Lande, um Umschau zu halten, wo sie es finden könnten. Aber was sie sich so leicht gedacht hatten, erwies sich von Tag zu Tag schwieriger. Gar Mancher, den sie beim ersten Zusammentreffen für wahrhaft glücklich hielten, war bei näherer Beobachtung so von Sorgen umlagert, daß er dem See gleich, dessen Oberfläche eine trügerische Ruhe zeigt, während die Tiefe von Ungeheuern aufgewühlt ist. Da wurden sie in demselben Maße muthloser, wie der Todesengel in immer dichterem Kreise das Haupt des Kranken mit schier vernehmbarem Fittigschlag umschwirrte. Sie fürchteten schon, das Hemd nimmer aufzutreiben zu können, als sie eines Tages auf einem Acker den Hirtenknaben bei seiner Herde antrafen. Er blies so lustig die Schalmei und blickte aus guten, klugen Augen so fröhlich in die Welt, daß man wohl annehmen durfte, er habe noch niemals Kummer erfahren. Die Boten wollten also noch einen Versuch machen, den letzten, welcher Aussicht auf Erfolg verheissen könne. „Bist Du glücklich,“ fragten sie, indem sie herantraten. Der Bube bejahte es. „Du hast also weder einen Wunsch noch eine Sorge?“ Auch das traf zu. „Nun, so folge uns! Es soll Dich nicht gereuen!“ Nur ungern verließ der Knabe seine Herde und den Wald, welchen er so sehr liebte. Als er zum König kam, war große Freude. Denn wer nur einen Blick auf den Knaben warf, durfte nicht daran zweifeln, daß er wahrhaft glücklich sei. Der König umarmte ihn, nannte ihn seinen Sohn und verhiess ihm die Hälfte seines Reiches. Inzwischen hatte der Knabe sich entkleidet und als er eben das letzte Gewandstück von seinem Körper schälte — siehe da, nun zeigte sich, daß er kein Hemd anhatte!

Raum weniger gedankentief ist das andere Märchen. Zu einem morgenländischen König kamen einst drei Weiber, die vorgaben, ein Hemd herstellen zu können, wie es schöner und köstlicher nie wieder

auf der Welt gefunden werden könne. Sein Hauptwerth aber sollte darin bestehen, daß es nur für gute, vollkommen schuldlöse Menschen wahrnehmbar sei, während es den Blicken eines jeden, auf dessen Seele schon eine Sünde brannte, ewig verborgen blieb. Der König giebt den Befehl, das Hemd zu weben, und die Meister beginnen vor seinen Augen ihr Werk. Er erblickt nichts von dem kostbaren Gewebe, soviel die Fertiger desselben auch seine Schönheit rühmen mögen. Denn in Wahrheit ist es auch nur ein Trug- und Scheingebilde; doch mag er nimmer eingestehen, daß dasselbe seinen Augen verborgen bleibt. Die Kunde von der geheimnißvollen Arbeit wird im Lande verbreitet. Die Großen und Vornehmen eilen herbei; sie sehen nichts, doch wollen sie das nicht einräumen, weil sie damit zugleich ein abfälliges Urtheil über ihren Charakter fällen müssen. Endlich erklären die Weber, ihre Arbeit sei vollendet, und sie bestimmen den König, daß er sich, damit angethan, seinem Volke zeigen möge, „auf daß vieler Herzen und Gedanken offenbar würden.“ Der Monarch willigt ein, zieht nun auch seine Kleider aus und legt das neue vermeintliche Zauberwand an. So reitet er durch die Straßen seiner Residenz. Auch hier hütet sich ein Jeder unter der schauenden Menge, die Wahrheit einzugestehen. Mit lauter Stimme priesen sie vielmehr die Schönheit des königlichen Kleides, obwohl den Herrscher Niemand anders als in seiner Blöße einherziehen sieht. Nur ein unschuldiges Kindlein, welches ihn so erblickt ruft mit weithin tönender Stimme: „Seht doch den nackten Reiter! Er hat wahrhaft kein Hemd an!“

Heute hat sich das Hemd derart eingebürgert, daß man sich keinen irgend zivilisirten Menschen ohne dasselbe denken kann. Nur von Zeit zu Zeit wird auf der Bühne der Versuch gemacht, für die Entbehrlichkeit dieses allernöthwendigsten Toilettestückes eine Lanze zu brechen, in dem Künstlerinnen, welche sich eines besonders schönen Wuchses erfreuen, dasselbe so sehr wie nur möglich zusammenschrumpfen lassen. So erschien Frau Ilka von Palmay, die berühmte ungarische Operettensängerin, in der Erstvorstellung von „Nip Nip“ in einem Kostüm, welches nur aus einem blauen Gürtel und einer rothen Perrücke bestand. Frau Palmay hatte durch diese so ostentative Einschränkung ihres Schneiderbudgets recht großes Vergnügen erregt. Zum Glück stehen solche Versuche auf dem Gebiete der Mode vereinzelt da. Dagegen will den unzivilisirten Völkerschaften die Nothwendigkeit des Hemdes ganz und gar nicht einleuchten. Auf den Samoa-Inseln pflegen die vornehmsten eingeborenen Damen, sogar Prinzessinnen von königlichem Blut, nicht nur splitternackt in dem die Hauptstadt Apia durchströmenden Flusse zu baden, sondern auch in gleichem paradiesischen Kostüm auf den Straßen zu lustwandeln. Es erregte eine nicht geringe Entrüstung unter den schwarzen Schönen, als der Einfluß der Deutschen es zu Wege brachte, daß für solche Promenaden mindestens das Hemd in Vorschlag gebracht wurde. Man

darf hoffen, daß die Kultur überall, wohin sie gelangt, in gleichem Sinne wirken wird. Wir können uns wenigstens schwerlich dies Kleidungsstück aus unserer Toilette wegdenken. Alles Schamgefühl, alle Behaglichkeit wird durch dasselbe gehoben, beziehungsweise gewonnen. Auch in bezug auf Stoff und Farbe sind wir längst zu einer bestimmten Anschauung gekommen. Selbstverständlich schreiet ja die Mode mit ihren launenhaften Anwandlungen vor dem Hemd ebensowenig zurück, wie vor einem der übrigen Gewandstücke, deren der Mensch bedürfen zu müssen glaubt. Aber am höchsten und dauerhaftesten steht ohne Zweifel in seiner Gunst das blütenweiße Hemd aus Leinenstoff. Es ist das Symbol der Unschuld, der Keinheit, die der Mensch gewissermaßen erstrebt, indem er mit starker Erweckung des Schamgefühls vor der eigenen Nacktheit in eine Hülle flieht. So hat dieses schlichte, blütenweiße Gewebe eine Bedeutung, welche es weit über die andern Teile der menschlichen Bekleidung, so kostbar sie auch sein mögen erhebt. Ein weißes Hemdlein — es ist die erste Hülle, in welche das neugeborene Kind gekleidet wird. Das weiße Todtenhemd — es ist die letzte, sichere und oft einzige, mit welcher angethan wir den Weg in das Jenseits zu nehmen haben!

Gemeinnütziges.

Ohrenpflege bei Kindern. Es ist für Eltern und Erzieher ein überaus wichtiger Gegenstand; erfahrungsgemäß entwickeln sich durch Außerachtlassung einer rationellen Ohrenpflege zahlreiche tiefgreifende Ohrenerkrankungen. Die Pflege des Ohres hat schon in den ersten Lebensstagen zu beginnen, da das Gehörorgan der Neugeborenen in Folge seiner eigentümlichen anatomischen Verhältnisse durch äußere Einflüsse sehr leicht erkrankt. Bei der üblichen Methode des Badens der Säuglinge kann durch das öftere Eindringen des Wassers in den äußeren Gehörgang eine Entzündung hervorgerufen werden, desgleichen kann während des

Badens durch das Einschürfen von Wasser in die Nasenöffnungen die Flüssigkeit durch die bei jungen Kindern noch kurze und weite Ohrentrompete eindringen und eine mit Zerstörung des Trommelfelles verbundene eiterige Entzündung des Mittelohres verursachen. Daraus ergibt sich, daß beim Baden der Säuglinge der Kopf derselben in erhöhter Lage zu halten ist, daß das Wasser weder in das Ohr noch in die Nasenhöhle eindringen kann. Da angeborene oder nach der Geburt entstandene Schwerhörigkeit oder Taubheit im ersten Lebensjahre häufig übersehen wird, so empfiehlt es sich, in einiger Entfernung hinter dem Rücken des Kindes zu pfeifen oder zu singen; ein Kind mit normal entwickeltem Hörvermögen wird den Kopf nach der Stelle, von wo das Geräusch kommt, hinzuwenden trachten. Wird nach öfterer Wiederholung dieses so einfachen Versuches das Fehlen jeder Bewegung des Kopfes konstatiert, so werden sorgsame Eltern sofort einen Arzt konsultieren, weil die Gehörstörungen bei einer möglichst frühen ärztlichen Behandlung nicht selten recht gute Heilergebnisse geben; bei Nichtbeachtung der Gehörstörungen können sich bleibende Veränderungen entwickeln, welche später eine Heilung der Schwerhörigkeit ausschließen. Die Eltern müssen ferner beherzigen, daß im normalen Zustande die Atmung bei Kindern stets durch die Nase geschieht und das anhaltende Atmen durch den geöffneten Mund auf eine krankhafte Verhinderung der Nasenatmung hinweist. Es empfiehlt sich bei längerer Dauer der verminderten Nasenatmung durch genaue ärztliche Untersuchung das Hindernis feststellen und beseitigen zu lassen; letzteres wird meist in chronischen Nasenkatarrhen bestehen und ihre Heilung insofern von großer Bedeutung, als die mit jener Affektion behafteten Kinder nach den Ergebnissen neuerer Forschung denkfaul sind und eine große Unlust zum Lernen an den Tag legen und diese Symptome nach Heilung des Katarrhs schwinden.

Humoristisches.

Auf Umwegen. Herr: „Fräulein, betrachten Sie sich mal diese Bank da genau! Was bemerken Sie an derselben?“ — Fräulein: „Nichts!“ — Herr: „Gut, darauf wollte ich Sie eben aufmerksam machen! Nun können wir uns ja darauf setzen.“

Feiner Unterschied. A: „Was ist der Unterschied zwischen einer Statue und einem Frischling?“ B: „Mir unbekannt.“ A: „Eine

Statue ist eine Bildsäule und ein Frischling ist ein Wildsäule!“

Ein Schwereöther. Radfahrer: „Eine Dame, welche beim Fahren raucht — der Anblick ist unbezahlbar, Fräulein Elvira!“ — Zunge Dame: „Wieso?“ — Radfahrer: „Weil ich schon viele Radfahrer, aber noch nie eine Radfahrerin gesehen habe!“

Aus der Schule. Professor: „Hören Sie, Treffer, wo schnitt denn eigentlich die Judith dem Holofernes den Kopf ab?“ — Primaner: „Vermuthlich am Halse, Herr Professor.“

Vorfrühling.

Der Hain erwacht, noch ganz verstohten
Erst wagen sich die Knospen vor;
Es geht wie tiefes Athemholen
Am See durch Binsen und durch Rohr.

Der Frühling naht, und tief im Walde
Hebt nun ein Raunen, Flüstern an,
Ein sanfter Hauch zieht von der Halde
Belebend in den dunklen Tann.

Lau weht die Luft, braungolden liegt es
Wie zarter Duft auf Berg und Thal;
Wie holde Frühlingsbotschaft wiegt es
Verheißend sich im Sonnenstrahl!
(Deutsches Dichterheim.)


Räthsel.

Was von den Ahnen wir ererbt,
Was wir den Enkeln hinterlassen,
Was unser täglich Leben färbt,
Was Herz und Sinnen weiß zu fassen,
Was mit der Sitte nah verwandt
Und nah verwandt mit den Gesetzen,
Was um ein Volk sich schlingt als Band
Und oft ihm wird zum Müttagsgöhen,
Das nenn' ich dir; doch kopflos steig
Ich in die Luft phantastischen Fluges.
Ich zeig der Menschen Fleiß und zeig
Ein Sinnbild dir des Menschentuges.
Auch Manchen, der da sitzt allein,
Und träumet von verlornem Glücke,
Hül' ich mit Zauberschleiern ein,
Zeig frohe Bilder seinem Blicke.
Und muß die holde Phantastie
Entstehn auch, wie ich selbst zerstücke,
Vor seinem Geiste zog doch vorbei
Ein Gruß von Glück und Glanz und Liebe.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:
Stift.

Freudig überrascht und entzückt
werden Sie von unserem imit. **Sprechenden Papagei** sein, den wir Ihnen nebst genauer Anleitung gegen Voreinsendung von **nur drei Mark** sofort zuschicken. Tadellose Ankunft wird garantirt.
Jacoby & Co., Neubrandenburg.

Gicht- und Rheumatismuskranke sei hiermit der in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannte
Anker-Pain-Expeller
in empfehlende Erinnerung gebracht. Dies volkstümliche Hausmittel ist seit 25 Jahren als zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bekannt und bei Allen, die es gebraucht haben, sehr beliebt, sodaß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf. Zum Preise von 50 Pf. und 1 Mk. die Flasche zu haben in den meisten Apotheken. Man achte aber auf die Fabrikmarke „Anker“, denn nur die mit einem roten Anker versehenen Flaschen sind echt.



Auskunfts
Bureau von Gustav Paul, Berlin N.,
Oranienburgerstraße 66 erteilt über
Geschäfts- Familien- u. Privatver-
hältnisse aus jedem Ort gewissenhafte
Auskunft in diskretester Weise. Forder-
ungen werden kostenlos eingezogen. Bei
Anfragen Retourmarke beifügen.

Das einzige wissenschaftliche
u. erprobte Mittel, welches die
in kürzester Zeit, oft schon nach einigen Stunden beseitigt, weil das darin enthaltene
Chinin die Entzündung der Schleimhäute und damit den Katarrh selbst hebt, sind
Katarrhe der Luftwege
Apotheker W. Voss'sche
Katarrhpillen
Zu haben in den Apotheken à Schachtel 1 Mk.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich
Inserate 15 Pfennig die Zeile.
Süddeutsche
Thier-Börse
Verbreiteste Organ für Geflügel-
Fachzeitung Süd Deutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.
Württ. Post-Anzeiger Nr. 290. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsliste No. 618.